



„Es waren 1918/19
nicht alle so
naiv zu glauben, nun
erwachse aus
dem Krieg eine ewige
Friedensperiode“

Fragen **Johan Schloemann**

Ein Gespräch
mit dem Historiker
Jörn Leonhard
über das
Ende des Ersten
Weltkriegs
und die Folgen



Januaraufstand 1919 in Berlin: Während der Besetzung des Zeitungsviertels bringen bewaffnete Arbeiter und Soldaten am 5. Januar in der Lindenstraße ein Maschinengewehr in Stellung.

Foto: bpk/Kunstabtheke, SMB, Photothek Willy Römer/Willy Römer

In der Welt der Gegenwart herrscht der Eindruck einer globalen Unordnung. Was davon geht auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zurück?

Der erste Punkt ist die Frage, ob jetzt das „amerikanische Jahrhundert“ zu Ende gehe – denn vor hundert Jahren, 1917/18, begann eine Geschichte der politischen, ökonomischen, militärischen Präsenz der USA in Europa und anderswo in der Welt. Das Zweite ist der Zusammenbruch von multiethnischen Großreichen: des Zarenreichs, der Habsburgermonarchie und des Osmanischen Reichs. Viele der Konfliktträume, mit denen wir heute zu tun haben, sind Erbschaften dieser Entwicklung. Im Mittleren und Nahen Osten gab es nach 1918/19 alle möglichen Experimente: arabische Unabhängigkeit, Fortsetzung des europäischen Kolonialismus, die Idee eines jüdischen Staates, mit Folgen bis heute. Und in China setzte mit dem Protest gegen den Vertrag von Versailles die Suche nach einem eigenen nationalen Weg in das weitere 20. Jahrhundert ein.

Historiker sind ja dem Vorwurf ausgesetzt, Zwangsläufigkeiten in der Geschichte zu entdecken, weil sie schon wissen, wie es weitergegangen ist. Wie halten Sie auseinander, was der Erste Weltkrieg angerichtet hat und was davon unabhängig ist?

Ein Versuch, dieser Falle zu entgehen, besteht darin, dass ich mir zunächst ansehe, wie viel historische Offenheit es in der Wahrnehmung der Zeitgenossen gab. Es waren 1918/19 nicht alle so naiv zu glauben, nun erwachse aus dem Krieg eine ewige Friedensperiode. Es gab bei vielen ein klares Bewusstsein für die Belastungen, aber auch dafür, wovon man befreit worden war – von autokratischen Militärmonarchien etwa. Und der Krieg hatte auch gezeigt, wie viel Verflechtung es zwischen den verschiedenen Gesellschaften längst gab.

Woran machen Sie das fest?

Man sieht es etwa an den Wirtschaftsexperten, die 1918 zur Friedenskonferenz nach Paris kamen und jenseits aller Symbolisierung

und Emotionalisierung von Ehre, Verrat und Schuld ziemlich kühl feststellten, dass es sich die Gesellschaften in Europa gar nicht leisten könnten, alles national voneinander abzuschotten, sondern dass sie für den wirtschaftlichen Wiederaufbau auf Verflechtung und Internationalisierung angewiesen seien. So entsteht ein ganzes Panorama von Möglichkeiten, für das es 1918 durchaus ein Bewusstsein gab. Eigentlich geht es mir darum, das erst einmal zu rekonstruieren – ohne eindeutige Kontinuitäten zu behaupten, etwa von 1918/19 zu 1933, 1939 und 1945.

Der Erste Weltkrieg wurde von Zeitgenossen und von späteren Historikern als Untergang einer alten Welt und Beginn einer neuen gesehen. Wie sehen Sie das?

Zunächst sehe ich den Krieg, etwa bis 1916, eher als Steigerung des Erbes des 19. Jahrhunderts. Deutschland etwa treibt mit seiner Mobilisierung von Wissenschaft und Technik die Modernität des Kaiserreiches seit den 1880er/1890er Jahren im Krieg auf die Spitze. Doch irgendwann kippt das eben auch um, es entsteht etwas qualitativ Neues, und bestimmte Erbschaften werden entwertet.

Zum Beispiel?

Nun, es gab unglaubliche Erfahrungen von Gewalt und Entwurzelung, ab 1917 etwa neue Bürgerkriege, und so standen insgesamt Neues und Altes fast unverbunden nebeneinander. Bei der Friedenskonferenz etwa trafen alte diplomatische Traditionen auf eine neuartige Moralisierung der Politik. Und es gab natürlich eine große Sehnsucht nach Normalität und Rückkehr. Stellen Sie sich die Soldaten vor, die zurückkommen und zur emotionalen Selbststabilisierung daran glauben – glauben müssen –, dass die Welt, in die sie zurückkehren, diejenige ist, aus der sie aufgebrochen sind, weil sie vielleicht anders diesen Weltkrieg gar nicht hätten ertragen können. Und dann vergleichen sie vorher und nachher.

Erfahrungen, die sich sicher in den verschiedenen Ländern unterscheiden, etwa je nachdem, ob sie direkt Kriegsschauplätze waren oder nicht ...

Gewiss, und es ist natürlich ein Unterschied, ob man Sieger oder Besiegter war. Aber zwischen der unverarbeiteten Niederlage in Deutschland und der Vorstellung, dass man um den Sieg oder seine Früchte betrogen worden ist – man denke etwa an die *vittoria mutilata*, den Mythos des verstümmelten Sieges in Italien –, lagen oft gar nicht so riesige Unterschiede. In vielen Ländern wurde der Begriff des „Opfers“ betont, und der verband Sieger und Besiegte.

Und dieses Opfer muss sich gelohnt haben.

Ja, die Grundfrage nach dem Krieg war: Steht das, was jetzt daraus entsteht, in einem glaubwürdigen Verhältnis zu den Opfern während des Krieges? Daraus entstanden die vielen Kämpfe um politische, soziale, symbolische Anerkennung.

Wie steht es mit den politischen Lehren, die man versuchte aus dem Krieg zu ziehen?

Da kann man eine für Historiker klassische Spannung beobachten, die aber damals, 1918 und in den Jahren danach, besonders stark wurde: diejenige zwischen dem Universalismus der Versprechen und dem Partikularismus der Kontexte. Den Universalismus gab es bei den Bolschewiki in Petrograd ebenso wie in Washington beim

amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson und bei der Gründung des Völkerbundes.

Die ideologischen Unterschiede sind aber doch riesig?

Schon, aber das Versprechen lautete hier wie dort ab 1917 „Selbstbestimmung“, und dieser Begriff ist sehr breit anwendbar. Er kann demokratische Selbstregierung bedeuten als gemeinsames Ziel aller Völker, kommunistische Weltrevolution oder nationale Unabhängigkeit, übersetzt in partikuläre Kontexte auch ethnische Absonderung. Für die Tschechen, Slowaken, Polen, Iren oder Finnen bedeutete das die Gründung eines Nationalstaates; und daraus erwuchs die Erzählung, dass die Vielvölkerreiche Völkergefängnisse gewesen sein müssen. Das neue Ideal des Nationalstaates ging nach 1919 mit der Praxis des Bevölkerungsaustauschs und der sogenannten ethnischen Säuberung einher. Aber das Konzept konnte außerhalb Europas auch anders interpretiert werden: In den Eliten Afrikas und Asiens zum Beispiel ging es damals oft noch eher um Reformen innerhalb der Kolonien als schon um ihre Unabhängigkeit.

Das heißt, Sie würden sich auch gar nicht entscheiden wollen, wenn man fragte: Wuchs denn jetzt die Welt nach dem Ersten Weltkrieg enger zusammen – oder wurde sie wieder nationaler?

Es klingt widersinnig, aber an vielen Stellen trifft beides zu. Es gab einen Schub an neuem Internationalismus. Man musste damals aber zugleich erfahren, dass die völkerverbindend und friedensstiftend gemeinte Idee „Zugehörigkeit schafft Ordnung“ der Welt nicht die neue Stabilität brachte, die man sich vorgestellt hatte. Nach dem Ende des Krieges gab es an vielen Orten ein Kontinuum von

„Republiken, die aus Niederlagen hervorgehen, sind nicht per se zum Scheitern verurteilt.“

Gewalt. Einerseits wuchs die Bedeutung einer Weltöffentlichkeit, aber mitunter wurden Nationalismus und Revisionismus gerade dadurch befeuert, dass sie jetzt eine internationale Bühne hatten.

Zum Vergleich: Das sah dann nach dem Zweiten Weltkrieg ganz anders aus?

Ja. Das sieht man besonders mit Blick auf Deutschland. 1918/19 wurde der deutsche Nationalstaat, von den Gebietsverlusten abgesehen, nicht aufgelöst, das Land blieb auf der Landkarte, es gab einen Waffenstillstand, aber keine bedingungslose Kapitulation und Besetzung – ganz anders als im Mai 1945. Deutschland hatte 1945 keine Optionen mehr. Die Erschöpfung war noch einmal eine ganz andere, und es konnte diesmal auch keinen Streit um die Kriegsschuldfrage geben. Keine Frage, dass nach dem Ersten Weltkrieg enorme Belastungen vorhanden waren, aber Deutschland behielt damals doch – auch wenn die Wahrnehmung des Vertrags von Versailles anders aussah – Möglichkeiten und Handlungsspielräume für eine „Revision“.



„Der Druck, so große Projekte irgendwann abzuschließen, ist auch heilsam“:
Jörn Leonhard (r.) mit Johan Schloemann
im Garten des Historischen Kollegs.

Ihr neues Buch über 1918 bis 1923, das im Wesentlichen am Historischen Kolleg in München entstanden ist, ist nun die zweite große Synthese nach Ihrem Buch über den Ersten Weltkrieg, das 2014 erschien. Steht man da beim Schreiben unter Gedenkjahr-Stress?

Sicher, doch der Druck, so große Projekte irgendwann abzuschließen, ist auch heilsam. An solchen Büchern könnte man natürlich noch viele Jahre länger schreiben. Das wollte ich nicht, insofern bin ich, so anstrengend es auch ist, eher dankbar für die Deadline. Dahinter steht aber auch etwas anderes: Bei aller Kritik an Büchern, die dem Gedenkalender folgen, bieten sie Historikern die Chance, auf ein größeres öffentliches Interesse zu stoßen. Und Abgabefristen

zwingen Geisteswissenschaftler zu priorisieren und zu strukturieren, und das ist nicht nur von Nachteil. Es führt zu Verdichtungen, die sonst vielleicht nicht möglich sind.

Und jetzt, nach zwei voluminösen, global ausgreifenden Werken – schreiben Sie eine Zeit lang nur noch Miszellen?

Einer meiner Mitarbeiter hat mir vorgeschlagen, ich sollte erst mal eine kleine Studie über Osterbräuche im Südschwarzwald in den 1840er Jahren schreiben ... Wir werden sehen. Aber vielleicht wechsle ich, nach mehr als 2.000 Seiten über neun Jahre, wirklich einmal das Format.

Was ist Ihnen durch das Studium der Quellen und der Forschung hinsichtlich der Startbedingungen der Weimarer Republik klarer geworden?

So manches – besonders aber, wie sehr die Intellektuellen und andere Zeitgenossen damals das Verhältnis von Form und Inhalt beschäftigte. Ich meine damit das Grundmotiv „Verfahren versus Charisma“, das man in unzähligen Stellungnahmen und Tagebüchern findet: Man erkennt an, dass es jetzt eine Verfassung mit Grundrechten gibt, Demokratie, allgemeines Wahlrecht, aber viele fragen auch nach dem „Wie“, nach dem Fehlen einer symbolischen Kohäsion der neuen Republik, nach Identifikation.

„Wir wollen den Kaiser wiederhaben“?

Es geht weit über solche Gefühle hinaus. Ein Ergebnis des Krieges ist ein neues Ideal des Experten, der kühlen Sachlichkeit. Dem steht aber ein tiefes Bedürfnis nach affektiver Bindung gegenüber, das nicht auf Phantomschmerzen nach dem Untergang der Monarchie beschränkt ist. Das ist auch der Nährboden der hochemotionalisierten Debatten um Schuld, Verrat, „Dolchstoß“.

Ist das der Geburtsfehler der Weimarer Republik?

Mit diesem Begriff wäre ich vorsichtig, das klingt, als hätte die Republik eine Art physisches Handicap gehabt, das man nicht loswerden konnte. Ich will die Belastungen der Weimarer Republik nicht kleinreden. Aber Republiken, die aus Niederlagen hervorgehen, sind nicht per se zum Scheitern verurteilt. Aus dem Kontext von 1918 entstanden ohne Zweifel Gefühle, die man in einer Krise wieder mobilisieren konnte. Die Genugtuung vieler Deutscher im Juni 1940, dass Adolf Hitler jetzt eigentlich den Ersten Weltkrieg gewonnen habe, ging darauf zurück. Ein kollektives Gedächtnis oder Trauma, das man aktivieren kann, determiniert indes nicht von vornherein den Ausgang der Geschichte. Da kommen viele andere Faktoren dazu, die Krisenphase ab 1928, die Selbstblockaden im politischen System.

Prof. Dr. Jörn Leonhard

hat seit 2006 an der Universität Freiburg den Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte Westeuropas inne. Für sein 2014 erschienenes Buch „Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs“ erhielt er den NDR Kultur Sachbuchpreis. Sein neues Buch „Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923“, das im Wesentlichen während seiner Zeit als Forschungsstipendiat 2016/2017 am Historischen Kolleg in München entstand, erscheint am 18. September 2018 im Verlag C.H.Beck.

Dr. Johan Schloemann

ist Redakteur im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung und dort zuständig für Geisteswissenschaften und Debatten. Das Interview fand am 15. März 2018 im Historischen Kolleg München statt.
